

Reinhard Haneld

## Der Blick der Engel oder Die lange Heimkehr nach Ithaka Zu einer Philosophie des Reisens

Meine Damen und Herren,  
einige Worte vorweg. Mein Vortrag wurde, wie Sie sich denken können, vor den entsetzlichen Ereignissen in den USA konzipiert\*. Sie werfen derzeit ein anderes Licht auf die Welt. Momentan steht uns bei dem Wort »Reisen« unwillkürlich das Bild der Passagiermaschinen vor Augen, die von Terroristen als Bomben ins World Trade Center gelenkt werden und das Leben tausender Menschen auslöschen. Die schrecklichen Bilder, die uns in den letzten Tagen vor den Fernsehschirm bannten, werfen ein grelles Licht auf die Hinfälligkeit und Verletzlichkeit unserer hochtechnisierten Zivilisation, die sich gegen alles sichern kann, nur nicht gegen das, was Menschen Menschen anzutun vermögen. Es ist anzunehmen, daß auch das Reisen zunächst nicht mehr dasselbe sein wird, wie noch vor einer Woche. Für längere Zeit werden wohl Zorn, Bitterkeit und Angst dabei sein, wenn wir gezwungen sind, uns dem internationalen Luftverkehr anzuvertrauen. Heute weiß noch niemand, was der Terrorismus mit seinem unsagbar brutalen Angriff auf das lebendige Herz der westlichen Welt an neuerlichen Wellen von Gewalt und Krieg auslösen wird. Vor der Barbarei eines wahllos massenmörderischen Terrorismus scheinen Theorien ohnmächtig; wo der Fanatismus spricht, schweigt die Philosophie, zumindest für den Moment. Trotzdem müssen wir gerade darauf bauen, daß es uns allen, unsere Regierenden eingeschlossen, angesichts der Verbrechen nicht das Denken verschlägt. – Für heute abend bleibt mir die Hoffnung, daß einiges von dem, was ich sagen möchte, trotz allem noch Bestand hat.

[\* Der Vortrag wurde drei Tage nach dem New Yorker Anschlag gehalten. Die stark -emotionalisierte Stimmung dieser Tage schlägt sich in den einleitenden Worten zwangsläufig nieder.]

Meine Damen und Herren,  
in anderthalb Stunden eine »Philosophie des Reisens« bieten zu wollen, wäre verwegen. Ich hoffe, Sie nehmen meine Ankündigung nicht allzusehr beim Wort. Allerdings, wie das Tao-te-king sagt, »auch eine Reise von zehntausend Meilen beginnt mit dem ersten Schritt«. Und der muß einmal getan werden, da es bislang nämlich eine etablierte Philosophie des Reisens nicht gibt. Es erstaunt immer wieder, wie viel elementare lebensweltliche Realitäten existieren, denen die Philosophie so gut wie nie Beachtung geschenkt hat. Und das, obwohl sie doch das

Staunen zu ihrem emblematischen Ausgangspunkt erklärt hat! Was ist, wenn wir von den Monumentalthemen Sein und Zeit, Leben, Liebe, Kunst und Tod einmal absehen, bestaunenswerter als die weltgeschichtlich durchgängige globale Rastlosigkeit und fiebrige Unruhe, mit der der Mensch seit seinem Auftauchen über den Planeten und um ihn herumreist! Wie die Paläoanthropologie lehrt, wurde die Menschheit praktisch unterwegs, auf Reisen geboren. Seit den frühesten prähistorischen Migrationsbewegungen ist der Mensch ein Reisender, Wanderer, Reiter und Fahrer: – homo viator, der Mensch unterwegs, war er wohl schon lange, bevor er zum homo sapiens sapiens promovierte. Ob der Mensch so mobil ist, weil ihm die Anpassungsfähigkeit an unterschiedlichste Natur- und Klimabedingungen dies in besonderem Umfang erlaubte, oder ob er umgekehrt seine ungeheure biotopologische Flexibilität durch das Wandern erst erwarb und ausbildete, wird man dabei nicht endgültig entscheiden können.

### Reiserouten

Eine Kulturgeschichte des Reisens erstreckte sich jedenfalls von den menschlichen Anfängen bis heute. Denken wir an die drei ältesten epischen und mythopoetischen Schriftdokumente unseres Kulturkreises: Das Gilgamesch-Epos, das mosaische Pentateuch und die homerische Odyssee erzählen alle drei von großen exemplarischen Reisen. Auch der erhalten gebliebene große Gesang des Parmenides über das Sein aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert beginnt mit einer paradigmatischen Reise: zum Himmel in diesem Fall, in die Sphäre des Göttlichen. In ihren Erzählungen demonstrieren uns die alten Schriften die drei grundsätzlich möglichen und befahrbaren menschlichen Reiserouten. Nennen wir die erste Route die vertikale. Auf dieser Route bewegen sich alle Fahrten ins Imaginäre: Himmel- und Unterweltreisen, Reisen in phantastische Wunderregionen sowie in satirische und utopische Gegenwelten. Die zweite Reiseroute könnte man als die horizontale oder zyklische bezeichnen. Ihr Paradigma sind die homerischen Epen Ilias und Odyssee. Nach Ausfahrt, Erkundung und Abenteuer die schließliche Heimkehr ins Eigene. Der große Bogenschlag, der Kreis des Lebens, die glückliche Rundreise also. Schließlich die Route, die das Volk Israel beschreibt: nennen wir sie die exzentrische oder exodische – Exodus: Auswanderung, Ausfahrt ins Offene ohne Wiederkehr, Verlust der Heimat, Suche nach dem Glück oder dem »gelobten Land« in der unbekannt Fremde. Himmelfahrt oder imaginäre Route, Rundfahrt oder zyklische Route, Exodus oder exzentrische Route: Alle

erdenklichen Reisen bewegen sich von Anbeginn auf einer dieser drei idealtypischen Routen, wobei imaginäre Reisen ihrer Struktur nach wiederum zyklisch oder exodisch sein können. Allenfalls könnte man noch die Reise ins Innere aufführen, die Reise zu sich selbst: Aber erstens ist das keine richtige Reise und zweitens ist sie meistens nur ein Sonderfall der Himmels- oder Unterweltreise, des Zyklus oder des Aufbruchs ins Offene.

Wenn wir heute vom Reisen sprechen, meinen wir zumeist Route Nr. 2: die Rundreise. Die Abermillionen Flüchtlinge, Hungernder und Verfolgter, die der Krieg, die Not, die Angst um das nackte Überleben um den Erdball irren lassen, zögern wir ja mit Recht, als Reisende anzusprechen. Die Irrfahrt der Kriegs- und Elendsflüchtlinge hat selten Aussicht auf eine Wiederkehr zum heimatlichen Ausgangspunkt, sie ist ein unablässiger Exodus der um ihre Heimat Beraubten, angetrieben von der Hoffnung, irgendwo auf dem unwirtlichen Planeten unter ungastlichen Menschen etwas Besseres zu finden als den Tod. Die zyklische Form, für die wir heute die Bezeichnung 'Reisen' zumeist reservieren, beruht auf einem Privileg: sie ist denen vorbehalten, die eine Heimat besitzen, in die sie zurückkehren können.

## Reisemotive

Warum nun reist der Mensch? Diese Frage erweist sich als schlecht gestellt. Nahezu alle menschlichen Tätigkeiten können mit dem Reisen verbunden sein. Die Kulturgeschichte des Reisens zeigt den homo viator in der ganzen Vielfalt seiner Funktionen, in denen sich die Fülle der Reiseanlässe und -zwecke spiegelt: Unterwegs ist er als Jäger, Sammler und Nomade, als Eroberer und Soldat, als Flüchtling, Pilger, Büsser oder Visionssucher, als wandernder Sänger, Lehrer oder Mönch, als Kaufmann, Händler und Agent, als Emigrant, Verbannter und Exilant, als Kolonialisator, Besetzer, Missionar, Forscher, Landvermesser und Kartograph, als Entdecker, als Diplomat, Spion, Emissär, Unterhändler oder Geisel, als Helfer, als Patient, Bäder- oder Kurgast, als Student, Identitätssucher, als Bildungstourist, als Wissenschaftler, Abenteurer oder Journalist. – Die Liste ließe sich fortsetzen. Sie macht deutlich, wie schwierig es sein dürfte, die Motive für das Reisen zu systematisieren. Aber ohne Systematik keine Abstraktion, und ohne diese können wir unser Vorhaben, etwas Philosophisches über das Reisen auszusagen, gleich wieder abbrechen. Machen wir also trotzdem einen Versuch.

Beginnen wir mit einer Trivialität. Wer auf zyklische Reisen geht, reist nicht wirklich in die Ferne, sondern genau genommen durchquert er

ein Zwischenfeld, das sich zwischen Eigenem und dem fernen Fremden erstreckt. Das bedeutet, daß wir, über das Reisen nachdenkend, nicht einen wesentlichen Aspekt außer acht lassen dürfen, der für die Reise ebenso konstitutiv ist wie das Fremde: nämlich die Daheimgebliebenen. Sie bilden das Widerlager der Reise. Um ihretwillen wird die Fahrt unternommen: Man fährt aus, um den Lieben daheim etwas mitzubringen. Etwas, das die Strapazen lohnt, die Investitionen amortisiert und den Sinn der Fahrt beglaubigt. Beiläufig fällt der Satz des Heraklit ein, wonach der Krieg der Vater aller Dinge ist. Also auch des Tourismus? Mit Sicherheit war eines der wichtigsten Reise-Motive der Vor- und Frühgeschichte die Aussicht auf Beute. Die meisten Reisen dürften zunächst Raub- und Beutezüge gewesen sein, die es auf die Herden, die Frauen und das bewegliche Hab und Gut der näheren oder fernerer Nachbarn abgesehen hatten. Kriegs-gefangene Sklaven, vor allem geraubte junge Frauen, waren das beliebteste Reisemitbringsel für die Daheimgebliebenen. Zur frühgeschichtlichen Unschuld des Plünderns, Raubens und Wegschleppens lesen Sie Ihre Ilias und Odyssee.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Reisen, auch das friedliche, einen gewissen Beute-Aspekt niemals verloren hat; nur mag das Materielle dabei im Laufe des sogenannten Zivilisationsprozesses hier und da in den Hintergrund getreten sein, als man den Wert der immateriellen Güter zu schätzen lernte, die man von der Reise mitbrachte. Denn das letztlich dauerhaftere, nützlichere und aufregendere Gut, das auf Reisen erbeutet wurde, erwies sich als immaterieller Natur: Es war dies jener kostbare, namenlose Rohstoff für Traum und Erzählung, die Kunde von den Wundern, Denkwürdigkeiten und Mysterien, die es »dort draußen« zu erfahren gab und den Sehnsüchten, Phantasien und Tagträumen Nahrung spendete. Vom Heldenepos bis zum heimischen Dia-Abend: die Kunde ist es, die die flüchtige, vorübergehende Reise mit Sinn erfüllt, sie konserviert und verewigt. Schon Blaise Pascal wußte: »Allein aus Freude am Sehen und ohne Hoffnung, seine Eindrücke und Erlebnisse mitteilen zu dürfen, würde niemand über das Meer fahren.«

So stoßen wir auf die bemerkenswerte Tatsache, daß das Reisen seit Jahrtausenden schon begleitet wird vom narrativen Text, der aufzeichnet, dokumentiert, ausschmückt oder verklärt, was jeweils erfahren wurde, zum Ruhm der Reisenden, zum Wachhalten des Fernwehs und zur unaufhörlichen Mehrung des Erfahrungswissens von der Welt jenseits der eigenen Horizonte. In der imaginären, unermesslichen Bibliothek der Weltliteratur nimmt

die Reiseliteratur einen eigenen immensen Raum ein. Von der Odysse bis zur modernen Reisereportage breitet sich der nie versiegende Strom der Texte aus, in dem unablässig Fremdes sich in Eigenes verwandelt und dessen Bestände mehrt. Die globale Welt, in der wir heute leben, – - vermittelt der modernen Nachrichten-Medien Tür an Tür mit der gesamten Menschheit –, hat der Mensch sich er-reist und er-fahren; sie nahm ihre Gestalt an in halb-phantastischen Reiseberichten von fernen Ländern am Rande des Weltkreises, in Kriegs- und Eroberungsbilanzen, in Forschungsberichten und Missionsakten, in Abenteuererzählungen, geographischen Lehrbüchern, empfindsamen Reise-Journalen und fürsorglichen Reiseführern. Nicht nur der Mensch, auch seine Welt ist auf Reisen entstanden, die Welt als unbeendbarer Text menschlicher Welt-Erfahrung.

### **Reisen in der Moderne: Tourismus**

Ließe sich also zusammenfassen, daß es wesentlich Habgier und Neugierde waren, die den Menschen seit jeher auf große Fahrt trieben? Wer Lust auf pointierte Thesen und provokante Hyperbeln hat, könnte sich mit dieser Hypothese zufriedengeben. Wir werden auch noch mit ihr zu arbeiten haben. Indessen, sie reicht nicht hin, um das Rätsel der Reiselust in der Moderne zu erfassen. Hier treten ganz andere und komplexere Motivlagen und Strukturen in den Vordergrund, die wir uns näher anschauen müssen. In der vieltausendjährigen, vielgestaltigen Kulturgeschichte des Reisens, die sich hier leider nur beschwören, nicht aber erzählen läßt, gibt es Wendepunkte, Verzweigungsstellen und Richtungsänderungen, die mit ökonomischen, demographischen und technologischen Entwicklungen, aber auch mit religiösen und philosophischen Einstellungsänderungen verbunden waren. Eine entscheidende, alles verändernde kulturgeschichtliche Epochenschwelle läßt sich aber zu Beginn der frühen Moderne markieren: Erst zu dieser Zeit nämlich erfand man das Reisen an sich, das Reisen um des Reisens willen, oder, um es auf den Begriff zu bringen: den Tourismus. Dies geschah zu Beginn des 18. Jahrhunderts, ungefähr um die gleiche Zeit, als der schon zitierte fromme Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal sich den Satz notierte: »Alles Unglück in der Welt rührt daher, daß der Mensch nicht ruhig in seinem Zimmer bleiben kann«... Diesen Satz zur Prophezeiung über die Geschichte des Tourismus zu machen, wäre gewiß übertrieben, aber ein bloßer Scherz ist es sicher auch nicht, wenn man ihn auf die ungeheure Verbreitung des Reisens in neuerer Zeit bezieht.

Mit dem Tourismus kommt das Reisen zu sich

selbst und zeigt sich damit endgültig als das, was es ist: ein Anthropologicum ersten Ranges. Das Reisen wird zum Selbstzweck und zum Inbegriff einer empiristisch inspirierten Produktionslogik aufgeklärten Weltwissens und emanzipierter Selbstbildung. Immanuel Kant, der aus dem Weichbild Königsbergs zeitlebens nicht hinauskam, verbrachte seine freie Zeit wenigstens vorzugsweise mit englischen reisenden Kaufleuten, denen er bei Punsch und Tabakspfeife jenes Weltwissen über »Neger«, »Sibirier« und »Kariben« ablauschte, das dann seiner »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht« zugute kam. Ein paar Jahrzehnte später war es keineswegs mehr ein Ausdruck besonderer Exzentrizität, als der junge Arthur Schopenhauer, vom vermögenden Vater vor die Alternative eines Universitätsstudiums oder aber einer Handelslehre inklusive mehrjähriger Europareise gestellt, entschieden das letztere wählte. Zu dieser Zeit war für junge bürgerliche Intellektuelle die Italienreise zu den Stätten antiker Kultur schon beinahe obligatorisch. Daß Reisen bildete, unterlag damals keinem Zweifel.

Die Blüte des Bildungstourismus blieb aber eine kurze historische Periode; schon bald wurde die Reiselust allgemein und ungezielt, und der Tourismus differenzierte sich zügig zu einem eigenständigen gesellschaftlichen Subsystem mit eigener Dynamik und Entwicklungslogik aus. Von den grand tours der adligen Kavaliere über den Bildungstourismus des 19. Jahrhunderts bis zur Kinderlandverschickung, den »Kraft durch Freude«-Touren und dem Massentourismus von »Neckermann«, »TUI« und »Alltours« vollzog sich in weniger als zweihundert Jahren eine rasante Entwicklung, in der das Reisen eine völlig neue und geradezu elementare Funktion im sozialen Leben übernahm. Es wurde allgemein, zur Normalität, schließlich zum demokratischen Menschenrecht und beinahe schon zur Menschenpflicht.

Heute, scheint es, müssen wir reisen, selbst wenn kein triftiger Sachgrund vorliegt. Diktaturen wie die »DDR« gingen nicht zuletzt daran zuschanden, daß sie den Menschen die Reisefreiheit verweigern wollten. Der Tourismus wurde nach dem II. Weltkrieg zu einer Art säkularem Religionsersatz: Der Jahresurlaub ist der Sonntag des Lebens und die Erlösung wird nicht mehr vom Jenseits erwartet, sondern im Anderswo. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite, am liebsten in die Dritte Welt, dort wo sie Palmen, weiße Strände und tiefblaue Meeresbuchten hat. Periodisch treibt es nun ganze Völkerschaften alljährlich aus dem Wohn-Sitz ins Wohn-Mobil, aus dem Eigenheim in den Fremdenverkehr. Die Entwicklung ist bekannt, wir müssen darüber

nicht viel Worte verlieren. Aber was bekannt ist, muß deshalb nicht verstanden sein. Was hat es mit dem, was wir Fernweh, Reiselust und Wandertrieb nennen und zu den bekannten periodischen Ausbrüchen von Teilzeit-Nomadentum führt, in philosophischer Hinsicht auf sich? Lassen wir soziologische, ökonomische und sozialpsychologische Erklärungsversuche einmal im Hintergrund und fragen mit philosophischem Staunen über uns selbst: Warum müssen wir eigentlich andauernd reisen? Was ist mit dem modernen Menschen geschehen, daß er die Fahrt ins Fremde nicht mehr, wie seit unvorstellbaren Zeiten, an einzelne gesellschaftliche Gruppen und professionelle Spezialisten delegiert, sondern par tout je selber unternehmen muß? Warum ist das Reisen – zumindest in den reicheren Ländern der Erde – zu einem unverzichtbaren Element des Lebens geworden? Warum markiert die Reise für so viele Menschen den Höhenzug des Lebens, seine Essenz, seine Blüte?

### **Selbst-Flucht und Augenlust: Wegsein**

Nach Heideggers berühmter Definition sind wir Menschen dasjenige Seiende, dem es »in seinem Sein um sein Dasein« geht. Aber geht es ihm nicht offenbar weniger um sein Dasein als vielmehr um sein – *W e g s e i n*? Sie mögen dies für einen Kalauer halten, aber tatsächlich hat der frühe Heidegger, als er an seiner »Hermeneutik der Faktizität« arbeitete, das »Wegsein« zum Inbegriff uneigentlichen, entfremdeten Existierens erklären wollen. Befindet sich also der moderne Mensch vornehmlich auf der Flucht vor sich selbst, treibt es ihn aus der Eigentlichkeit des je eigenen, in sich wurzelnden, stationären Existierens fort in die Selbst- und Seinsvergessenheit jenes »Wegseins«, das ihm Tourismus, -Medien-Entertainment und das unablässige Gerede des »Man« bieten? Heidegger, ein Mann von radikalem Provinzialismus, dessen agrarische Bodenständigkeit gelegentlich Züge ideologischen Heimat-Kultes annahm, sah in der Tat einen engen Zusammenhang zwischen der »Aufenthaltslosigkeit« des rastlosen kosmopolitischen, modernen (etwa: jüdischen?) Menschen und seiner Entfremdung im Uneigentlichen. Um es in der -präzisen, etwas gestelzten Diktion von »Sein und Zeit« zu sagen:

»Das Dasein sucht das Ferne, lediglich um es sich in seinem Aussehen nahezubringen. Das Dasein läßt sich einzig vom Aussehen der Welt mitnehmen, eine Seinsart, in der es besorgt, seiner selbst als In-der-Welt-seins ledig zu werden, ledig des Seins beim nächst alltäglichen Zuhandenen. (...) Die freigewordene Neugier besorgt aber zu sehen, nicht um das Gesehene zu verstehen...sondern nur um zu sehen.(...)

Daher ist die Neugierde durch ein spezifisches Unverweilen beim Nächsten charakterisiert. Sie sucht daher auch nicht die Muße des betrachtenden Verweilens, sondern Unruhe und Aufregung durch das immer Neue und den Wechsel des Begegnenden. In ihrem Unverweilen besorgt die Neugier die ständige Möglichkeit der Zerstreuung (...) sie besorgt ein Wissen, aber lediglich um gewußt zu haben. Die beiden für die Neugier konstitutiven Momente des Unverweilens in der besorgten Umwelt und der Zerstreuung in neue Möglichkeiten fundieren den dritten Wesenscharakter dieses Phänomens, den wir die Aufenthaltslosigkeit nennen. Die Neugier ist überall und nirgends.« (SuZ, § 36)

Obwohl der Schwarzwälder Meisterdenker jede moralistische oder kulturkritische Absicht von sich weist, ist der krypto-christliche, moralisierende Unterton, mit dem die Lust am Wegsein, das Vergnügen an Abwechslung, Zerstreuung und Aufregung benörgelt wird, doch unüberhörbar. Der alte platonisch-christliche Mißmut gegenüber der sinnlichen Erscheinungswelt findet hier noch einmal sein Echo. Als ob das In-der-Welt-sein vor allem darin zu bestehen habe, so rasch wie möglich sich aus dieser wieder abzuwenden zu Innerlichkeit und Selbstbesinnung. In der Tat beruft sich Heidegger auf Augustinus und dessen Predigt gegen die »concupiscentia oculorum«, die geile Augenlust, von der übrigens der sinnenfrohe und weitgereiste Kirchenvater aus Nordafrika selber keineswegs frei war. Auch die Pascalsche Mahnung, im Zimmer zu bleiben und in sich zu gehen, hallt in Heideggers Invektive gegen die Lust des Wegseins und des bloß neugierigen Schauens unüberhörbar nach.

Andererseits, wer will es leugnen, daß der Tourismus solche Züge tatsächlich trägt: das Sehen, nur um gesehen zu haben, das Reisen, nur um dort bzw. nur um weg-gewesen zu sein... Hören wir nur auf das hinter dem »um zu« verborgene Futur II: Man reist, um gereist zu sein, man besucht sogenannte »Sehenswürdigkeiten« weniger, um sie zu erleben – was immer das heißen mag – als um sie erlebt zu haben, und dies oft genug in solchem -Eilmarschtempo, daß erst die heimische Fotoausbeute darüber Aufschluß gibt, wo man denn überhaupt gewesen ist. Der kluge Ironiker Abbé Galiani schrieb schon im 18. Jahrhundert: : »So wie es Leute gibt, die Bücher wirklich studieren, und andere, die sie nur durchblättern, gibt es Reisende, die es mit Ländern ebenso machen: Sie studieren sie nicht, sondern blättern sie nur durch.« Niemand wird die Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und Empfindungsleere übersehen, mit der eine bestimmte Tourismus-Industrie Reisen als Entertainment-Event und

Animationsrummel organisiert; unvermeidlich begegnet einem im Ausland auch der Strom derjenigen, die das Land nur »durchblättern«, anstatt sich auf das Fremde einzulassen.

Zweifellos gibt es das alles und es ließe sich trefflich kritisieren; aber darum ging es dem Schwarzwälder Heimatboten ja gar nicht; er wollte keine Anweisung zum richtigen Reisen geben, sondern unsere Lust am Wegsein überhaupt beschämen. Wie sagte er? Der Zweck der modernen Aufenthaltlosigkeit sei das Unverweilen, der Wunsch, »seiner selbst als In-der-Welt-seins ledig zu werden, ledig des Seins beim nächst alltäglichen Zuhandenen«. Daran ist ja nun schon etwas. Wir würden es vielleicht nicht so ausdrücken, doch daß wir »des Seins beim nächst alltäglichen Zuhandenen« von Zeit zu Zeit unendlich satt und müde sind, wer wollte das nicht bekennen? Die Frage wäre: Warum soll das so verwerflich sein? Läßt sich der Wunsch nach Distanz von der Alltäglichkeit gegen den grimmigen Eigentlichkeitsprediger verteidigen – oder müssen wir ihm letztlich Recht geben und unsere Koffer beschämt wieder auspacken? Ist das Begehren der Fremde in Wirklichkeit eine böse Lust an der Entfremdung? Der Traum, »seiner selbst ledig zu werden« oder wenigsten seiner jeweilig zufälligen besonderen Art und Weise des In-der-Welt-Seins – müssen wir dies unbedingt als eine Art existentiellen Eskapismus'geringschätzen und verurteilen? Sind alle um des bloßen Reisens willen Reisende im Grunde nur vergnügungssüchtige Selbst-Flüchtlinge, die dem Ernst ihrer eigenen Existenz aus dem Weg gehen möchten? Und ist unsere offenkundige »concupiscentia oculorum«, die sinnliche Lust am Farbenspiel und Formenreichtum der Welt, Quelle einer pathologischen Leichtfertigkeit, mit der wir den Ernst des Existierens, die Einzigkeit unseres Selbst oder den Kontakt zu Gott verspielen?

Eine »Philosophie des Reisens« würde diese Fragen wohl nicht umgehen können, deshalb versuche ich eine kurze Bestandsaufnahme. Beginnen wir mit der Augenlust, jener Begierde, die der Kirchenvater für mindestens so verderbt und gefährlich hielt wie die sexuellen und die gastronomischen Gelüste des sündigen Fleisches. Im Tourismus, sofern es sich dabei um ein sinnliches Unternehmen handelt, nimmt das Auge, der Gesichtssinn, das Sehen natürlich einen zentralen Platz ein. Wir reisen, um einmal »etwas anders zu sehen«, weil wir einen »Tapetenwechsel« brauchen, also einen Wechsel der Sicht-Hintergründe, wir besuchen »Sehenswürdigkeiten« und machen »sight-seeing«, sehen uns also Sichten an, und, wenn die Reise gelungen ist, sagen wir: »Wir haben viel gesehen«. –

Daran ist zunächst gar nicht viel Reisespezifisches:

Der europäische Mensch ist ein Augenmensch und die Privilegierung des Gesichtssinnes geht bis in die dunklen Anfänge der griechischen Antike zurück. Eine völlig neue Qualität hat unsere - Konzentration auf das Visuelle aber in der Gegenwart angenommen. Zwar hat sich die kulturkritische Aufregung oder Euphorie über das »Ende des Gutenberg-Zeitalters« und den Untergang der Schriftkultur ein wenig gelegt, aber niemand wird bestreiten, daß die letzten medientechnologischen Umwälzungen uns inzwischen einer kaum zu bewältigenden Bilderflut aussetzen. Aus der augustinischen Perspektive gesehen, feiern wir täglich wahre Orgien der Augenlust. Die Auswirkungen sind denen jeder Ausschweifung ähnlich, die zur Gewohnheit wird: Überreizung, Kater, Überdruß. Die Inflation der Bilder überflutet viele Bereiche unserer Lebenswelt und unter ihnen ganz besonders das Reisen, das durch sie sogar in eine fundamentale Krise gerät. Dazu muß man verstehen, was es mit der spezifisch touristischen Augenlust auf sich hat.

## Der Blick der Engel und der Tourismus

Wenn wir auf Reisen »etwas von der Welt sehen« wollen, geht es uns nicht um irgendein Sehen, und nicht um jedes beliebige Sichtbare. Sonst hätten die Unterhaltungsmedien uns das Reisen längst abgewöhnt. Nun vermute ich, es geht uns ferner auch gar nicht so sehr um das Sehen sogenannter »Sehenswürdigkeiten«. Diese nämlich kann man heute in Bildbänden oder Videos viel schöner, ungestörter und authentischer betrachten als im deprimierenden und entwürdigenden Gedränge der Touristenmassen. Nein, es ist überhaupt nicht das Sichtbare, nach dem wir uns sehnen, sondern eine Qualität des Sehens, zu der wir die Fähigkeit verloren haben.

Wir sind auf der Suche nach einem bestimmten Blick, von dem wir sicher sind, daß wir ihn einmal besessen haben, einem Blick, dem alles an der Welt sich neu, frisch und unverbraucht darbietet, dem sie sich jungfräulich, geheimnisvoll und von beunruhigender, verlockender Schönheit präsentiert. Uns überfällt eine Art Heimweh nach diesem Blick, der noch Wunder schauen konnte, weil alles sich den staunenden Augen in der erregenden Intensität des allerersten Mals darbot. Es ist dies der rein anschauende, noch begriffslose, unschuldige Blick der Kinder, dessen sichtbare Außenseite Raffael seinen Engelsgesichtern verlieh, die so ernst und offen, so ganz und gar Anschauung und Empfangen, so unbeirrt in ihrem noch »interesselosen Wohlgefallen« die Welt in sich aufnehmen wie ein unausgesetztes und unantastbares Wunder. Aber nur Engel und

möglicherweise ein paar Ausnahme-Künstler dürften diesen freien, unverstellten, durch keinerlei Korruptionen getrüben Blick ein Leben lang bewahren. Die Gewohnheit und die Abstraktion lassen uns alle im Verlauf unserer Sozialisation den Blick der Engel verlieren. Die Routinen der Wahrnehmung und überhaupt des praktischen Lebensvollzuges filtern und regulieren die Sinneseindrücke; sie blenden das weitaus meiste von dem, was uns die Sinne darbieten, einfach aus oder bringen es zu instrumentellen Zwecken unter abstrahierende Kategorien und Begriffe, die eine ähnliche Wirkung haben.

Dieser Abstumpfung der Sinne ist kaum zu entgehen. Den meisten Menschen wird sie nie bewußt. Wenn ihrem Leben die Farbe fehlt, neigen sie dazu, dies für einen Fehler der Welt zu halten. Eine gewisse kopernikanische Wende wäre hier von Nutzen. Ohne viel nachzudenken, geben wir der Welt die Schuld daran, daß sie – als alltägliche Umwelt der Abstraktionen, Routinen und Gewohnheiten – so gleichförmig und uninteressant geworden ist und suchen daher rastlos überall auf dem Erdball nach Residuen eines verlorenen Paradieses, wo die Welt noch jung und fremdartig ist und wo sich womöglich dieser Blick wie durch ein Wunder wiederherstellen ließe, der uns einmal kurz, viel zu kurz, das Glück und die Süße des Lebens zu kosten gab. Wir sind auf der Suche nach dem Realen, das sich nur, um mit Kant und Schopenhauer zu sprechen, dem »interesselosen Wohlgefallen« zeigt, welches im Blick der Engel und in der kindlichen Unschuld wohnt, die die Welt noch nicht als Material, Instrument und Quelle der Ausbeutung entdeckt haben.

Nun gab es ja eine Zeit lang solche Flecken auf der Erde tatsächlich, die durch ihre Unverbrauchtheit und exotische Schönheit darüber hinwegtäuschen konnten, daß wir, jeder für sich, den Blick der Engel verloren haben. Diese Orte und Landschaften mit ihrer fragilen, gefährdeten Aura gaben uns eine Weile, einige Jahrzehnte vielleicht, das Gefühl, daß noch nicht alles verloren ist und irgendwo dort draußen doch noch zu bekommen wäre, und sei es für ein paar Wochen im Jahr, was unwiderbringlich mit unserer Kindheit untergegangen schien.

## Verbrauchte Erde, enge Welt

Und genau hier, an diesem Punkt, macht sich die Krise des Reisens nun bemerkbar, die durch die tragikomische, selbstzerstörerische Dialektik des Tourismus eingetreten ist. Die Krise entfaltete sich im Verbrauch der Welt, in dem Verlust der Aura und in der Herrschaft des Simulacrums. Zeichnen wir diese Aspekte mit wenigen Strichen nach. Um

die Mitte der 50 er Jahre des 20. Jahrhunderts protokollierte ein junger französischer Ethnologe den Untergang der letzten freien Indianer- Populationen Brasiliens. Zurückgekehrt zog er aus seinen Reisen nach Asien, Afrika und Lateinamerika eine bittere, von tiefer Melancholie und Pessimismus geprägte Bilanz, die in Europa einiges Aufsehen erregte. Dieser rousseauistische Protokollant des ausbeuterischen Weltverbrauchs war Claude Lévi-Strauss und sein Buch hieß »Les tropes tristes«, »Traurige Tropen«. Seine Reiseerfahrungen faßte er so zusammen:

»Nie wieder werden uns die Reisen, Zaubertruhen voll traumhafter Versprechen, ihre Schätze unberührt enthüllen. Eine wuchernde, überreizte Zivilisation stört für immer die Stille der Meere. Eine Gärung von zweifelhaftem Geruch verdirbt die Düfte der Tropen und die Frische der Lebewesen, tötet unsere Wünsche und verurteilt uns dazu, halb verfaulte Erinnerungen zu sammeln.

Heute, da die polynesischen Inseln in Beton ersticken und sich in schwerfällige, in den Meeren des Südens verankerte Flugbasen verwandeln, da ganz Asien das Gesicht eines verseuchten Elendsgebiets annimmt, Afrika von Barackenvierteln zerfressen wird, Passagier- und Militärflugzeuge, die die Reinheit des amerikanischen oder melanesischen Urwaldes beflecken, noch bevor sie seine Jungfräulichkeit zu zerstören vermögen, – was kann die angebliche Flucht einer Reise da anderes bedeuten, als uns mit den unglücklichsten Formen unserer historischen Existenz zu konfrontieren? Denn der westlichen Kultur, der großen Schöpferin all der Wunder, an denen wir uns erfreuen, ist es nicht gelungen, diese Wunder ohne ihre Kehrseiten hervorzubringen. Und ihr berühmtestes Werk, der Pfeiler, auf dem sich Architekturen von ungeahnter Komplexität erheben: die Ordnung und Harmonie des Abendlandes, verlangt, daß eine Flut schädlicher Nebenprodukte ausgemerzt wird, die heute die Erde vergiften. Was uns die Reisen in erster Linie zeigen, ist der Schmutz, mit dem wir das Antlitz der Menschheit besudelt haben.

Und so verstehe ich die Leidenschaft für Reiseberichte, ihre Verrücktheit und ihren Betrug. Sie geben uns die Illusion von etwas, das nicht mehr existiert und doch existieren müßte, damit wir der erdrückenden Gewißheit -entrinnen, daß zwanzigtausend Jahre Geschichte verspielt sind.«

Ethnologen sind Reisende aus Profession, die nicht zuletzt darin besteht, die Tätigkeit des Reisens selbst und seine Möglichkeitsbedingungen zu reflektieren. Ihr Urteil kann jedoch heute jeder Laie auf Reisen, sofern er nachdenkt, selber nachvollziehen. Der Tourismus hat die Erde verbraucht. Die weite Welt, in die Gott seine Begünstigten schickt, ist eng geworden. Der industrialisierte Massentourismus, der gerade ein Menschenalter existiert, hat das Gesicht der Erde stärker

verändert als die großen Völkerwanderungen. Für viele wirtschaftlich schwache postkoloniale Länder ist er die Haupteinnahmequelle geworden, er verursacht dort fast immer tiefgreifende soziologische Veränderungen und kulturelle Verwerfungen destruktiven, nivellierenden und zersetzenden Charakters. Unübersehbare Auswirkung des weltweiten Massentourismus ist die ökologische Katastrophe, die er in den letzten Jahrzehnten in vielen Weltgegenden angerichtet hat. Hunderte von Kilometern Strand sind in Europa mit Gürteln monströser Betonburgen verbarrikiert, die sich nur wenig von den urbanen Architektur-Höllen unterscheiden, denen die -mitteleuropäischen Plattenbau-Bewohner gerade so sehn-süchtig zu entrinnen hofften. Die alpinen Almen werden von zahllosen Ski-Pisten zerfurcht und erodiert. Kultur-Städte wie zum Beispiel Venedig oder Florenz drohen unter dem Ansturm der Touristenmassen zu kollabieren. Schauplätze unseres sogenannten Weltkulturerbes fallen einer fortschreitenden -Disney-landisierung zum Opfer. Mehr oder weniger intakte Kulturen werden aus jahrhundertelanger Abgeschiedenheit und Stabilität gerissen und lösen sich unter Einwirkung der eingeschleppten Epidemien und sozialen Infektionen, etwa des Alkoholismus, der Korruption und der moralischen Zersetzung in wenigen Jahrzehnten auf.

## Der Verlust der Aura

Aber wir wollen nicht von den ökonomischen Aspekten sprechen, weil es hier mehr um den Verbrauch der Erde in Hinblick auf das Sehen und die Augenlust geht. Was der Tourismus in dieser Hinsicht gefährdet oder tendenziell zu vernichten droht, ist gerade sein Kapital gewesen: nämlich die *Aura* der schönen Fremde. Beinahe, als ob die antiken Epikureer mit ihrer spekulativen -atomistischen Theorie des Visuellen recht gehabt hätten: Sie waren in ihrer Optik bekanntlich der Auffassung, kleine immaterielle Häutchen lösten sich von den Konturen der Dinge ab und drängen in unser Auge, um so das Bild zu schaffen, das wir sehen. In gewisser Weise möchte man ihnen nachträglich Recht geben. Tatsächlich: Die Spiegelreflexkameras und Video-Camcorder der Touristen haben Häutchen um Häutchen vom Realen der Welt abgelöst und davongetragen. Daß Photographien etwas von der Seele rauben, ist nicht nur die Befürchtung unaufgeklärter -»Primitiver«. Sie tun es tatsächlich, und man kann das mit eigens geschärftem Blick auch an Ort und Stelle wahrnehmen: Es gibt regelrecht zu Tode fotografierte Orte, Landschaften, Sonnenuntergänge, Bauten, die vor uns stehen wie Prostituierte am Straßenstrich, als verblichene oder auch frisch geschminkte Ruinen ihrer eigenen

einstigen Aura, traurige, von Souvenir-Ramsch-Läden umsäumte Attrappen und Rummelplatzkulissen, die übrig geblieben sind, wo Millionen schlurfender Füße, Millionen klickender Objektive, -Millionen trivialer Ausrufe des Entzückens und der Bewunderung nach und nach jenen unfaßbaren Zauber des Einzigartigen zerstört haben, der ihre gerühmte, wundersame und so leicht verderbliche Faszination ausgemacht hatte. Imre Kertész, der ungarische Überlebende von Auschwitz und Buchenwald, registrierte kürzlich eine solche Erosion der Aura selbst an den Orten des Schreckens und der Finsternis. Wie Ameisen, so schreibt er, hätten die Touristenströme fortgetragen, was er nun selbst an den Orten der Erinnerung nicht mehr wiederfände – die Aura des Unsagbaren und auf unendlich schmerzvolle Weise Erhabenen, das dem Ort der Verbrechen anhaftete. Sie ist fort-fotografiert worden.

Nicht nur Kunstwerke, auch Land- und Ortschaften haben jenen Verlust der Aura erlitten, den Walter Benjamin in seinem berühmten Essay über das »Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« diagnostizierte. Er schrieb:

»Was ist eigentlich Aura? Ein sonderbares Gespinst aus Raum und Zeit: einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag. An einem Sommernachmittag ruhend an einem Gebirgszug am Horizont oder einem Zweig folgen, der seinen Schatten auf den Ruhenden wirft – das heißt die Aura dieser Berge, dieses Zweiges atmen. An der Hand dieser Definition ist es ein Leichtes, die besondere gesellschaftliche Bedingtheit des gegenwärtigen Verfalls der Aura einzusehen. Er beruht auf zwei Umständen, welche beide mit der zunehmenden -Ausbreitung und Intensität der Massenbewegungen auf das Engste zusammenhängen. Die Dinge sich »näherzubringen« ist nämlich ein genauso leidenschaftliches Anliegen der gegenwärtigen Massen wie es ihre Tendenz einer Überwindung des Einmaligen jeder Gegebenheit durch deren Reproduzierbarkeit darstellt. Tagtäglich macht sich unabweisbarer das Bedürfnis geltend, des Gegenstandes aus nächster Nähe im Bild, vielmehr im Abbild, in der Reproduktion habhaft zu werden.« (Walter Benjamin, Ges. Schriften, Bd I-2, S. 440)

Mit diesem »Habhaftwerden« ist es nun freilich etwas Rechtes! Wenn wir die ferne Fremde per Reproduktion, als Urlaubsfoto oder Video nach Hause schaffen, gleichen wir den Bürgern von Schilda, die das Licht in Säcken zu ihrem fensterlosen Rathaus trugen. Es ist eben gerade die Aura, die sich nicht reproduzieren läßt, dafür aber, wo sie vorhanden ist, durch jeden Reproduktionsversuch weiter abgetragen wird. Ohne die Künstler unter Ihnen beleidigen zu wollen – die Fotos, die wir in unser Album kleben,

geben zumeist kein Bild der authentischen Realität, sie reflektieren, wiederholen und bekräftigen in der Regel ein vorgeprägtes visuelles Klischee, den touristischen Blick der Sehenswürdigkeiten, des -Pittoresken und Fotogenen, den wir vermittelt zahlloser Ansichtskarten, Reiseprospekte, Magazine, Bildbände und TV-Reportagen eingeübt haben.

Gefangen in den Simulacren?

Wo wir auch sind oder hinfahren, immer befinden wir uns schon auf den Spuren von Hunderttausenden oder Millionen, die vor uns dort waren, und oft haben diese Spuren längst vollends ausgelöscht, was es vielleicht einmal zu sehen oder zu erleben gab. Wohin wir uns auch wenden, die Welt ist heute immer schon second hand, eine Repräsentation, so daß auch unsere Impressionen und Empfindungen zu unserer Enttäuschung sich allmählich irgendwie nicht mehr ganz »original« anfühlen, sondern hilflos und ohne Kraft den Klischees nachfolgen. Die österreichische Schriftstellerin Marlen Haushofer formulierte schon in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts die Irritation und Ermattung, die sich angesichts touristischer Erfahrungen einstellt:

»Wenn man Reisebeschreibungen liest, hört sich alles so verlockend an. In Wahrheit ist Reisen etwas Entsetzliches. Erst nachträglich, in der Erinnerung, kann man es genießen. Der Markusplatz ist erst schön, - gereinigt von den brüllenden Touristen, den üblen Gerüchen und den eigenen schmerzenden Füßen. Ich habe immer gefunden, daß der Phantasie die geringsten Anregungen genügen, um weitaus großartigere Bilder zuwege zu bringen als die Wirklichkeit. So sehe ich oft im Traum Landschaften, die mich zu Tränen rühren, was mir in Wirklichkeit noch nie widerfahren ist. Also müßten eigentlich nur phantasielose Leute dazu fähig sein, eine Reise wirklich zu genießen, oder man müßte eine eiserne Konstitution und eine übermenschliche Konzentrationsfähigkeit besitzen, und ob es das gibt, kann ich wirklich nicht beurteilen.« (»Die Tapetetür«)

Das millionenfach von Bildern umstellte, überwältigte, ja, vergewaltigte Reale sollte sich eigentlich so präsentieren, als sei es gerade erst von uns entdeckt. Daß dies unmöglich ist, liegt nicht nur am Zustand der Welt, sondern zugleich an der Art unseres Weltverhältnisses und der besagten Korruption des Blicks, der wir zwangsläufig in unserer Alltagswelt zum Opfer fallen. Unser Wahrnehmungsvermögen ist nicht weniger verschmutzt, kontaminiert und verbraucht als unsere Umwelt. Das Begehren nach der Virginität einer terra nuova scheitert unter heutigen Bedingungen an einer allgegenwärtigen künstlichen Bilderflut, die unsere ästhetische Welt verklebt wie eine Ölpest die Seevögel. Der Aufflug der Phantasie, das Schweifen des Blicks, das Staunen finden keinen Auftrieb mehr.

Die Frustration dieses Begehrens nach dem

Unverbrauchten begann im Grunde schon mit dem Aufkommen der ersten umfassenden Reiseführer wie dem »Baedeker«, der es ermöglichte, die touristische Reise zu einem »Abhaken« der vor-geschriebenen »Sehenswürdigkeiten« zu degradieren. Der Reiseführer schreibt vor, was es »zu sehen gibt«, was wir sehen, was wir zu sehen haben und wie wir es sehen sollen. Angesichts der Vor-Sicht des Reiseführers hat unser Wunsch nach unverstelltem Erleben das Nach-Sehen. Die Entwicklung und Schulung des modernen »touristischen Blicks« verdankt sich vor allem diesem Literaturgenre, erst recht, seit dem es die Mittel der Fotografie nutzt. Schon der Begriff der »Sehenswürdigkeit« selbst bezeugt die streng normative und hierarchisierende Ausrichtung des Blicks. Mag Neugier und ziellose Augenlust uns in die Welt getrieben haben – jetzt wird sie rationalisiert. Das Geld ist wenig und die Zeit wird knapp. Was »zu sehen« ist, wird einer strengen, hierarchisierenden Auswahl unterworfen, damit wir nicht etwa Zeit verschwenden und womöglich unscheinbare Belanglosigkeiten unseres Blickes würdigen. Also zeige man uns rasch, ohne Umschweife, was des Sehens würdig ist: die Attraktionen, High-Lights und Sensationen, das Außergewöhnliche.

Der Reiseführer verwandelt Länder, Regionen und Städte in Topographien des Sensationellen. Wir haben diesen rationalisierten Blick mittlerweile längst inkorporiert, er ist zu einem strukturellen Bestandteil unserer modernen Erlebnisweise geworden. Durch ihn bleibt uns die begehrte Fremde stets zuverlässig entzogen. Sehenswert ist, was wir immer schon kennen, was andere vor uns schon gesehen und für würdig empfunden haben. Wir erweisen reisend dem schon millionenfach Gesehenen unsere Reverenz, als wären es visuelle Heiligtümer, die »man gesehen haben muß«, weil die anderen sie auch gesehen haben. Im Grunde sehen wir nicht einmal mehr hin, sondern bringen bloß, als wäre dies eine wunderliche Art von Arbeit oder Pflicht, die Aktualität vor unseren Augen in Kongruenz mit dem schon tausendfach Abgebildeten, das wir im Kopf haben. Die Bilder, mit deren Hilfe und durch die hindurch wir die Welt sehen, haben die Macht ergriffen und verursachen eine schleichende Irritation, als ob das Reale dahinter irgendwie porös und bröckelig würde und seine Substanz verlöre.

## Der Archipel »Service«

Zur eigentümlichen, selbstzerstörerischen Dialektik des Tourismus gehört, daß er selbst die Attraktion des fernen Fremden, von der er schließlich doch lebt, stetig zu unterhöhlen

gezwungen ist. Abermillionen von Touristen verlangten in den vergangenen Jahrzehnten, daß die begehrte exotische Fremde immer auch ein bißchen so ist wie zuhause; man wollte das Abenteuer, aber ausgepolstert mit Auslandsschutzbrief, Rückholversicherung und Vollpension. Dieses gewiß nur allzumenschliche Begehren schuf unter unseren Augen -allmählich einen ganz neuen Kontinent, den »Archipel 'Service'«, auf dem man ißt, wohnt, schläft, spricht und sich erholt ganz wie daheim, nur »in Farbe« und mit heftiger Sonnenbestrahlung, eine komplett irrealer Welt der Fakes und Illuminationen, mit getürkter -Folklore und industriell vorgefertigter Pseudo-Exotik, ein synthetisches Trugbild der Ferne, im Grunde eine Kulissenwelt fortgesetzten Selbstbetruges, uniform und standardisiert, wo immer sie auch geographisch situiert sein mag und welchen Grad des Komfort oder Luxus sie auch anbietet. Die sonderbare ästhetische Gleichförmigkeit dieses Archipels, der einen anonymen, standardisierten immerwährenden »Süden« repräsentiert, verdankt sich seiner Warenform. Der »Süden« mutiert zur in Geld konvertierbaren Ware. Der Reisemarkt entfaltet seine Dynamik, zu der, wie bei jedem Markt, unausweichlich eine Standardisierung, Normierung und Ausrichtung auf den Massengeschmack (und die entsprechende Formung und Erziehung desselben) gehört. Die touristische Kolonialisierung der Erde verwandelte so die Ferne allmählich, Jahr um Jahr ein bißchen mehr, in ein Industrieprodukt und eine Handelsware.

So sind wir, falls wir noch naiv auf Reisen gehen, doppelt düpiert. Weder gelingt es uns, den Blick der Kinder oder Engel zurückzugewinnen, noch finden wir, von vorgefertigten Bildern umstellt, noch irgendwo einen Ausblick auf das Reale, das uns seit unserer Kindheit wie ein Traumbild glücklicher Authentizität vorschwebt. Augenlust wird zum Augenfrust. Die »concupiscentia oculorum« erstirbt an der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Läßt sich daran noch etwas ändern? Oder ist die Zeit unwiderruflich vorbei, in der das Reisen noch eine Schule des Sehens sein konnte, die uns aus der Abstumpfung durch Gewohnheit und Abstraktion herausholte? Ich kann diese Frage nicht schlüssig beantworten, sondern lade nur ein, darüber nachzudenken. In Søren Kierkegaards philosophischer Novelle »Die Wiederholung« steht recht unvermittelt ein sonderbarer, für unsere Zwecke ganz anregender Satz: »Was, wenn ein Mensch nach Rom kam, sich in einen kleinen Stadtteil verliebte, der ihm ein unerschöpflicher Stoff der Freude war, und Rom verließ, ohne eine einzige Sehenswürdigkeit gesehen zu haben?« Ja, was dann? Dem mehr oder minder sanften Terror

der »Sehenswürdigkeiten« hätte sich dieser Mann wohl erfolgreich entzogen. Wäre er nicht wenigstens auf dem richtigen Weg zu einem klügeren, philosophischen Reisen?

Vielleicht bestünde ja die erfolgreichste Strategie der Selbstbehauptung autonomen Sehens – wenn es so etwas gibt – heute darin, sich dem Kult der »Sehenswürdigkeiten« gänzlich und entschieden zu verweigern, etwa so wie Albert Camus, der allen Zauber und alle Poesie des Reisens in Oran fand, einer häßlichen, gewöhnlichen und ganz und gar »unansehnlichen« algerischen Industriestadt, die nichts besitzt, was den touristischen Blick auf sich ziehen könnte. Es ließe sich zumindest als Gedankenspiel ein utopischer Anti- oder Post-Tourismus vorstellen, der vorsätzlich die unansehnlichsten Vororte langweiliger Industriestädte bereiste, die billigen Cafes am Rande von Gewerbeparks besuchte, die Ödnis zersiedelter Landschaften betrachtete und sich in Bahnhofswartesaalen unbedeutender Städte ergötzte. Eine verwegene und etwas elaborierte -Reise-Strategie, die wohl nicht jedermanns Sache werden wird, das läßt sich nicht leugnen, aber vielleicht doch eine Übung, mit deren Hilfe wir uns des touristischen Blicks wieder entwöhnen und das unbefangene Sehen neu erlernen könnten.

## Die Reise zum Selbst – und zurück?

Wir haben uns noch nicht mit Heideggers erstem und schwerwiegenderem Vorwurf auseinandergesetzt, der den -Reiseenthusiasten nicht nur verderbliche Augenlust vorhielt, sondern vor allem so etwas wie existentiellen Eskapismus, eine Flucht vor dem Selbst, das vor den Ernst seiner endlichen Existenz gestellt ist. Dieser Vorwurf gegen das »selbst-flüchtige« Reisen hat eine ehrwürdige Tradition. Schon Seneca, der scharfsinnige Psychologe unter den Stoikern, mahnte, konfrontiert mit einer römischen Vorform des Tourismus, seinen Briefpartner:

»Deine Sinnesweise muß du ändern, nicht den Himmelstrich! Was kann die Neuheit der Gegend dir Nutzen bringen? Was die Kenntnis von Städten und Landschaften? Zwecklos ist dies Hin und Her. Du fragst, warum die Flucht dir nicht hilft? Du selbst nimmst dich mit auf die Flucht. Erst mußst du den Druck loswerden, der auf deiner Seele lastet; vorher wirst du dich an keinem einzigen Platz wohlfühlen.« (Seneca, Briefe an Lucilius, 28. Brief)

Und dann, ergänzt er, dürfte es dir als wahren stoischen Kosmopoliten völlig egal sein, wo du dich aufhältst, und alles Herumreisen erübrigte sich. Knapper drückt es der Kinderbuch-Poet und Alltagsphilosoph Janosch aus: »Überall ist Panama«. Doch bis man dies erfährt, daß nämlich die graue Einheitswelt des Alltags, die man zur Vordertür verließ, an ihrer Hintertür ein

sinnenbetörendes Paradies eröffnet, müssen eben die meisten Menschen anscheinend erst einmal um den ganzen Erdball herum, sei es in 80 Tagen oder wenigstens innerhalb der achtzig Jahre, die das Leben, wenn es hochkommt, währen soll.

Seit Senecas Intervention hat es eine Fülle von Literatur gegeben, die sich mit der Beziehung von Reise und Selbst befaßt hat. Im Grunde gibt es zwei mögliche Auffassungen: entweder dient das Reisen zur Selbst-Erfahrung und führt erst eigentlich zum Selbst, oder aber, im Gegenteil, das Reisen wird als Flucht ins anonyme Außen aufgefaßt, auf der man das Selbst entweder verfehlt oder aber, genauso schlimm, es überall mit hinnimmt. Manche Reise ins Ich führt, wie bei Joseph Conrad, ins »Herz der Finsternis«, oder immerhin, wie bei Céline, »ans Ende der Nacht«. Zu den Skeptikern gehörte der Dichter Gottfried Benn mit seinem Gedicht über das Reisen, das zwar einen ganz anderen, urban-sarkastischen Ton anschlägt und anders als -Heideggers bodenständiges Seins-Gemunkel eine gewisse Modernität behauptet, aber letztlich dasselbe meint:

»Meinen Sie Zürich zum Beispiel  
sei eine tiefere Stadt,  
wo man Wunder und Weihen  
immer als Inhalt hat?

Meinen Sie, aus Habana,  
weiß und hibiskusrot,  
bräuche ein ewiges Manna,  
für Ihre Wüstennot?

Bahnhofsstraßen und Ruen,  
Boulevards, Lidos, Laan –  
selbst auf der Fifth Avenue  
fällt Sie die Leere an –

Ach, vergeblich das Fahren!  
Erst spät erfahren Sie sich:  
bleiben und stille bewahren  
das sich umgrenzende Ich.«

Aber so einfach liegen die Dinge bestimmt nicht, denn das Sich-erfahren des »sich umgrenzenden Ichs« folgt komplexeren Spielen zwischen Eigenem und Fremden, als Benn zugibt. Ich möchte jedenfalls eine andere Sichtweise vorschlagen, die möglicherweise Heideggers Tiefgang nicht erreicht, aber vielleicht etwas realistischer und welthaltiger ist. Einen ersten, an der -Phänomenologie des Reisens orientierten Hinweis für unsere Überlegungen gibt der britische Kulturwissenschaftler Steven Greenblatt. Er meint:

»Die Geschichte des Reisens ist die Geschichte der gewollten und kontrollierten Entfremdung. Maßgebliche Bestandteile der äußeren Welt –

Landschaft, Klima, Gebäude, das Bett, in dem man schläft, das Waschbecken, in dem man sich wäscht, das Essen, das man zu sich nimmt, die Gesichter der Fremden, die einem auf der Straße begegnen – all das verändert sich auf Reisen und wird dadurch überhaupt erst spürbar.«

Der erhellende Effekt des Reisens erwüchse hiernach aus der Dialektik von Heimwelt und Fremdwelt, aus der »kontrollierten Entfremdung«, aus der sich ein bestimmbarer Gewinn ergibt. Die plötzliche Versetzung aus einer gewohnten, alltäglich gelebten, den Geschäftsinteressen des Eigenen so ganz und gar angepaßten »Heimwelt« (Husserl) in eine wie auch immer geartete andere Fremdwelt löst Irritationen aus, sie läßt die Selbstverständlichkeiten, die halbmechanischen, inkorporierten Routinen und Gewohnheiten unseres alltäglichen Lebensvollzuges ins Bewußtsein dringen. Zumeist auf schmerzhaft oder ärgerliche Weise.

## Reisen als philosophische Askese

Die schlichte, am eigenen Leibe gemachte Erfahrung, daß dieser Lebensvollzug, dieses »Sein beim nächst alltäglichen Zuhandenen« eben auch gänzlich anders sein könnte und für andere - Menschen in anderen Ländern auch stets anders ist, kann zu einer Selbst-Distanzierung verhelfen, welche die Eröffnung neuer Lebens-Spielräume ermöglicht. Es ist dies, wenn man sich darauf einläßt, nicht weniger als die erlebnishaft Konfrontation mit der Kontingenz unserer alltäglichen Lebenswelt und vielleicht sogar unserer persönlichen Identität. Ich habe dabei jene Kontingenz-Erfahrung im Auge, die unser halb vergessenes Dichtergenie Christian Dietrich Grabbe einst mit dem unsterblichen Seufzer ausdrückte: »Einmal im Leben auf der Welt – und dann als Drogist in Detmold!« – Wer den existentiellen Ernst dieses traurigen Scherzes begreift, weiß, daß die »kontrollierte Entfremdung«, von der Greenblatt spricht, schnell außer Kontrolle geraten und den Charakter einer Erfahrung der Bodenlosigkeit und Nichtigkeit unserer eigenen Existenz annehmen kann, einer Existenz, die durch Routine unbefragbar und immun gemacht gegen Einwürfe, sich auf Reisen plötzlich relativiert und als bestürzend beliebig entlarvt sieht. Diese Irritation kann stark sein, sich bis zu einer Erschütterung ausweiten, die wirkliche Angst aufsteigen läßt. So empfand es Albert Camus, der in seinen Tagebüchern über eine philosophische Art des Reisens nachsinnt:

»Was den Wert des Reisens ausmacht, ist die Angst. Denn in einem gewissen Augenblick, so fern von unserer Heimat, von unserer Sprache (...) überfällt uns eine unbestimmte Angst, und wir empfinden unwillkürlich das Verlangen, in den Schutz unserer alten Gewohnheiten zurückzukehren. Das ist das

augenfälligste Ergebnis des Reisens. In diesem Moment fiebern wir und sind zugleich durchlässig. Der geringste Stoß erschüttert uns bis auf den Grund unseres Wesens. (...) Deshalb darf man nicht sagen, man reise zu seinem Vergnügen. Es gibt kein Vergnügen des Reisens. Ich möchte eher eine Askese darin sehen. Man reist um der Bildung willen, wenn wir unter Bildung die Betätigung des geheimsten unserer Sinne verstehen, nämlich des Sinnes für das Ewige. Das Vergnügen lenkt uns von uns selbst ab, so wie die von Pascal beschriebene Zerstreuung uns von Gott entfernt. Das Reisen, das gleichsam eine höhere und ernstere Wissenschaft ist, führt uns zu uns zurück.« (A. Camus, Tagebücher 1935-1951, S. 14)

Das Reisen als »höhere und ernstere Wissenschaft« und als »Askese« – ein befremdlicher Gedanke und gewiß so leicht keiner, den die Tourismus-Industrie in ihr Reklame-Repertoire aufnehmen würde. Der Begriff der Askese entstammt dem Griechischen: Askésis, das besagt: Übung. Die asketische Übung besteht ihrer traditionellen Gestalt nach darin, Verzicht auf etwas zu leisten, das sich normalerweise im Bereich des eigenen Besitzes oder Vermögens befindet. In unserem Fall handelt es sich, wie Camus zeigt, um den Schutz des Gewöhnlichen, dessen wir uns begeben, begeben wir uns auf Reisen.

Gewohnheit, Selbstverständlichkeiten, Routinen, Alltäglichkeit: dies sind lebenswichtige und bewährte Maßnahmen zur Komplexitätsreduktion, wie Niklas Luhmann es ausdrücken würde, - Abkürzungen, Abkürzungen bereits wiederholt gemachter -Er-fahrungen, die es uns erlauben, Wahrnehmungs- und Erlebnisvielfalten abkürzend und reduzierend zusammenzufassen, um unser Bewußtsein nicht mit allzuvielen Details zu überlasten. Unsere empfindlichen Sinne befinden sich zumeist in einem geregelten Modus, pegeln sich selbst auf ein mittleres, ge-dämpftes Maß der Sensibilität herunter, um Kräfte zu sparen und Überreizungen zu vermeiden.

Wir wissen nun aber auch um die tiefe, unaufhebbare Ambivalenz der Routinen: Sie erleichtern das Leben, schützen vor Überlastung, lassen meistern, was sonst unsere Kapazitäten überstiege. Zugleich hat die Routine aber ihre dunkle, man möchte sagen: dunkelgraue Seite. Sie verursacht, je länger sie in Kraft ist, desto mehr Langeweile, das lastende Gefühl Immer-Desselben, den bitteren Geschmack der trostlosen Mittelmäßigkeit im -Einerlei unseres Lebens, und schließlich, wenn es ganz schlimm kommt, das deprimierende Gefühl, am realen Leben irgendwie vorbeizuleben, all seine Farbe, seine köstlichen Aromen und seine exquisiten Genüsse einer blassen Abstraktion zu opfern, deren Wert auf eine Reduktion hinausläuft, die uns von allem Glücksversprechen hoffnungslos abtrennt. Wenn

wir es genau nähmen, hätten wir Greenblatt zu widersprechen: Gerade das in Wahrnehmungs- und Erlebnisroutinen erstarrte und gefangene, in Abkürzungen und Abstraktionen reduzierte und simplifizierte Leben bedeutet, entfremdet zu existieren. Kaum jemand erträgt diese habituelle Entfremdung, die sich ganz unbemerkt und gegen unseren Willen in das Alltägliche einnistet, auf Dauer, ohne wenigstens gelegentlich aufzubegehren und zu rebellieren.

Der Ausbruch aus dem Gewöhnlichen, wie ihn das Reisen unter Umständen mit sich bringt und der, abhängig von Reiseziel und -art, immer noch bis zu einer totalen, schockartigen Entroutinierung des Alltagslebens führen kann, ist eigentlich keine »kontrollierte Entfremdung«, sondern im Gegenteil, wenn das Wort erlaubt wäre, eine »Ent-Entfremdung«, ein gewaltsames Zerreißen des filternden und mildernden Schleiers, der uns im Alltag von der Fülle des Lebens trennt. (Natürlich gibt es tausend triviale Gründe, zu reisen, und sie sollen ihr Recht haben, auch wenn sie uns philosophisch nicht zu interessieren vermögen. Daß für viele Menschen die Ferien so etwas wie Teilzeit-Dionysien, verlängerter Karneval und, dem Fluchtpunkt der Intentionen nach, allgemeine regressive Entsublimierung versprechen, steht fest und fällt nicht unter das Thema des »asketischen« Reisens als »höherer ernster Wissenschaft«).

Ich glaube, bei dieser »philosophischen« Art des Reisens liegt das innerste und wesentlichste Motiv im oft nur intuitiven und daher häufig auch scheiternden Bemühen, sich für eine absehbare Zeit der Routinen und Konventionen zu entwinden, die ihre Herrschaft über unser Alltagsleben ausüben und deren Macht wir als Hemmung, Lähmung und Sinnenabstumpfung zu spüren bekommen. Es scheint mir weder verwerflich noch dumm, sondern lebensförderlich und horizontweiternd, wenn einer sich den Traum, einmal »ledig des Seins beim nächst alltäglichen Zuhandenen« zu sein, erhält und sich der erstickenden Welt der zuhandenen Dinge gelegentlich entzieht, um nicht in ihr unterzugehen. Gerade der bewußte, gezielt herbeigeführte befristete Verlust des wie selbstverständlich »Zuhandenen« generiert eine produktive Verunsicherung und Erschütterung erstarr-ter Routinen nicht nur des Sehens und Wahrnehmens, sondern letztlich auch des Daseinsvollzuges insgesamt.

Hierin wäre das philosophische, »asketische« Reisen in seiner Struktur und Wirkungsweise dem Kunsterlebnis wohl ganz eng verwandt: als eine »Entregelung der Sinne« (Rimbaud), als Aufhebung der Routinen, als Rückgewinnung des Konkreten, Vielfältigen und -Nichtidentischen, als

eine Art gewollte, ungefilterte Reizüberflutung, als Wiedergewinnung der realen Welt durch Auflösung oder doch zeitweise Suspendierung der Abstraktionen, die gewöhnlich das Geländer unserer Existenz bilden und uns von dem trennen, was wir intuitiv für das »richtige«, echte und wahre Leben halten. Die »Entregelung der Sinne« oder mehr noch, die Entregelung und Entroutinierung des Daseins im ganzen verlangt gewiß eine Gewalttat gegen sich selbst und fordert Überwindung. Mit kleinen, bequemen Fluchten hätte das genausowenig zu tun wie mit Formen oberflächlicher Zerstreuung, Ablenkung und Unernsthaftigkeit.

### **»Sich orientalisieren!«**

Goethe gab in seinem Kommentar zum »Westöstlichen Diwan« die Parole aus: »Man muß sich orientalisieren!« Diese Losung könnte man aus ihrem hermeneutischen Kontext herauslösen, um zu illustrieren, was bei der Ent-Entfremdung durch das Reisen zu tun und zu gewinnen wäre. Sich »orientalisieren«, das hieße sich an das Fremde so weit wie möglich assimilieren, nicht nur in Eß- und Trinksitten, sondern bis in die Sprache, die Kleidung, die Körpersprache, das fremde Zeiterleben hinein, für eine Weile so tief wie möglich eintauchen in eine andere Weltsicht und -perspektive, einen anderen Rhythmus ihres Lebensvollzuges annehmen. Um gleich noch einmal Goethe zu bemühen: »Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elefanten und Tiger zuhause sind« (»Wahlverwandschaften«, II,7) Das durchrationalisierte, auf höchste Effizienz getrimmte Berufsleben in der westlichen Welt und die rasende Beschleunigung ihrer Organisations- und Informationsprozesse haben die Menschen des Westens weitgehend ihres persönlichen Zeiterlebens, ihres Eigen-Rhythmus beraubt oder diesen vergewaltigt bzw. disziplinarisch unterdrückt. Sich »orientalisieren«, eintauchen in den Zeit-Rhythmus einer fremden Kultur, im Takt eines anderen Lebens und seiner »Gesinnungen« atmen, gehen, wahrnehmen, denken, essen und schlafen – das könnte in heilsamer Weise die Gebundenheit an den entfremdeten Alltagszeittakt erschüttern und im Zwischenraum der Kulturen, zwischen Heimwelt und Fremdwelt und in der Reizzone ihres Konflikts die Eigenwelt des Individuums zum Vorschein bringen. Es versteht sich, daß eine solche partielle »Aushängung« der eigenen Lebensformen nur funktioniert, wenn man bereit ist, sich rückhaltlos auf die Kultur einzulassen, der man begegnet. Das dürfte, je fremder diese Gast-Kultur ist, nicht immer so einfach sein, wie es sich hier sagen läßt.

In der Tat wäre Camus wohl darin recht zu geben, daß man ein solches Reisen verharmloste, wenn man es als -Vergnügen bezeichnete, jedenfalls dort, wo die Suspendierung der Gewohnheiten elementare Ausmaße annimmt und sich des Titels 'Askese' mit Recht bediente. Die Erfahrung der Kontingenz der eigenen Lebensformen bringt gewiß auf mittlere Sicht eine Befreiung mit sich, zunächst jedoch eher ein Schwindelgefühl angesichts der eigenen Bodenlosigkeiten. Das »Aushängen« der Gewohnheiten (Nietzsche) verursacht Angstgefühle und verlangt eine anstrengende, kräftezehrende, provisorische Lebensführung. Der Rhythmus-Wechsel des veränderten Zeiterlebens bringt uns zum Stolpern und aus dem Takt, macht nervös, gereizt und unsicher. Die »Entregelung der Sinne«, die Rückgewinnung unserer vollen sinnlichen Empfindungs- und Erlebnisfähigkeit setzt uns ungeschützt einer Wirklichkeit aus, deren Kontraste uns hart erscheinen und deren Dissonanzen uns schrill mit ihrer Gewalt überfallen. Im Grunde unternehmen wir, auf diese Art reisend, so etwas wie ein Experiment mit unserem eigenen Leben, dessen Stabilität und Überschaubarkeit wir – in mehr oder minder großem Maße – aufs Spiel setzen, um etwas darüber zu erfahren, wie es sich lebte, wäre man anderswo und jemand anderes, sich selbst ein Fremder. Ein solches Reisen wäre mit Sicherheit nicht mehr »touristisch« zu nennen und besäße noch den Charakter des Abenteuerlichen, selbst wenn es nicht in Krisengebiete, Dschungel oder Hochgebirge führte.

### **Die lange Heimkehr nach Ithaka**

Dieses abenteuernde, lebensexperimentelle Reisen hätte, wenn auch vielleicht nur ein klein wenig, den Charakter der Rundreise verfehlt. Camus behauptete: *»Das Reisen, das gleichsam eine höhere und ernstere Wissenschaft ist, führt uns zu uns zurück.«* Wenn das stimmt, so doch nicht ohne Umwege und Transformationen. Der Ausgangspunkt der Reise wird bei der Rückkehr nämlich nicht mehr genau getroffen, da das Eigene sich nun seinerseits fremd anfühlt. Viele Langzeit-Reisende kennen das Gefühl: Wenn wir versuchen, daheim wieder in unsere gewohnten alten Wahrnehmungs- und Erlebnisroutinen zu schlüpfen, spüren wir einen gewissen Widerstand, als sträubte sich das lebensweltliche Gefüge, uns, die wir es verlassen haben, für das wir gleichsam schon gestorben waren, wieder aufzunehmen. Oder umgekehrt: Auch in uns sträubt sich etwas dagegen, wir zögern ein wenig unschlüssig auf der Schwelle zwischen Fremdwelt und Heimwelt, und bei dem Gedanken, in die Schienen des routinierten Lebens zurückzugleiten, überkommt uns

anfänglich leichtes Mißbehagen. Zumeist hält dieser Zustand nicht lange an, wahrscheinlich nur ein paar Tage; dies wird abhängig sein von der Länge der Reise und der Fremdheit der Kultur, in der man sich aufgehalten hat. Die meisten Menschen werden diese anfängliche Irritation nur als lästiges Re-Assimilationsphänomen betrachten, das man so schnell wie möglich zum Verschwinden bringen möchte, nicht anders als den jet-lag nach Fernflügen über die Zeitzonen hinweg.

Dabei sind diese zwei oder drei Tage der Irritation möglicherweise das Kostbarste, was wir von einer Reise mitbringen können: ein Stückchen Fremdheit, eine winzige Verschiebung in unserer Selbstkongruenz, so als hätte das »stählerne Gehäuse« (Max Weber) des entfremdeten Alltages ein wenig Spiel bekommen. Der Grenzverkehr zwischen Eigenem und Fremden hat eine Perspektivenverschiebung ermöglicht, durch die wir auf uns selbst, unsere Lebenswelt und ihre Formen einen fremden, einen be-fremdeten Blick werfen können. Ich bin mir darüber im klaren, daß die allermeisten Reisenden ihr Zuhause mit nichts als Erleichterung und Behagen wieder in ihren Besitz nehmen; ertragreicher scheint mir aber doch eine Reise, bei der man sich nach der Rückkehr nicht mehr ganz so »zuhause« fühlt wie vor der Abreise, sondern ein wenig »fremdelt«. Ich glaube, der positive Wert der Fremdheit ist noch lange nicht genug erkannt. Das leicht verderbliche, sich rasch verflüchtigende Stückchen Fremdheit, das wir von der Reise mit zurückbringen, ist deshalb so kostbar, weil es ein schöpferisches Potential enthält, unsere eigene Wirklichkeit mit anderen Augen zu sehen und, wer weiß, in Teilen unsere Routinen zur Disposition zu stellen. Wohl gemerkt, um es noch einmal zu betonen: dieses Stückchen Fremdheit ist kein Souvenir, keine Trophäe, nicht Gegenstand einer Aneignung und eines Besitzes, sondern eher einer Ent-eignung, ein negativer Besitz, eine selbstgewählte Entäußerung und Suspendierung eines Teils unserer Vermögen. Eben dies besagt der Ausdruck 'Askese'.

Es hieß bei Albert Camus: »Man reist um der Bildung willen, wenn wir unter Bildung die Betätigung des geheimsten unserer Sinne verstehen, nämlich des Sinnes für das Ewige.« Ich bin nicht ganz sicher, wie er das gemeint hat. Aber man könnte den Sinn für das Ewige vielleicht dasjenige nennen, was gestärkt wird, wenn wir uns über die Kontingenzen, die zufallsbestimmten Gegebenheiten der Faktizität unseres Daseins, und sei es nur um ein wenig, erheben, über sie hinausblicken, unser Bewußtsein dafür schärfend, daß alles auch anders sein könnte, also veränderbar ist und für Transformationen offen bleibt. »Ewig« ist das Werden, die

Veränderung, der Wechsel, die Differenz. Die Reise führe uns zu uns selbst zurück, schreibt Camus. Aber in welchem Sinne ist diese Rückführung, diese Heimkehr zu verstehen? Ich denke, wenn sie gelingt, führt die Heimkehr keineswegs zu einer vollständigen Kongruenz, einer Deckungsgleichheit von uns mit uns selbst, sondern gerade im Gegenteil zu einer leichten Inkongruenz, einem »Spiel«, einer Lockerung unseres Selbstbezuges, einer Selbst-Distanzierung, die die Freiheit des Andersseins beinhaltet und für uns eröffnet.

Die erste schriftlich festgehaltene »Reiseerzählung« unseres Kulturkreises, die Odyssee, gibt hierfür eine anschauliche Verbildlichung. Als Odysseus, der exemplarische homo viator, nach zwanzig Jahren Krieg und -abenteuerlicher, strapazenreicher Irrfahrt endlich wieder das ersehnte Ithaka betritt und sich seiner in allen Bedrängnissen treuen Gattin Penelope nähert, tut er dies nicht als triumphaler Selbstherrscher und unjubelter Heimkehrer. Er kommt, von seiner Schutzgöttin Athene als greiser Bettler und Obdachloser verkleidet, als Fremder, schwer gezeichnet vom Schicksal seines Umherirrens. Ohne sich erkennen zu geben, besieht er zunächst seine einstige Heimat, seinen angestammten Besitz von außen, von unten sogar, aus der Bettler- und Sklavenperspektive, er zögert, sich zu offenbaren, denn bevor die Heimat wieder die seine wird, hat er noch Kämpfe zu bestehen. Dieses in der Gesamtökonomie des Epos auffällig lange, in großer Ausführlichkeit besungene Zwischenstadium, in dem Odysseus sich am eigenen Hof als fremder Bettler einführt, um zu prüfen, wieviel Heimat noch auf ihn wartet, symbolisiert eine heilsame Krise seiner Identität, eine Inkongruenz mit sich selbst und seinen früheren Lebensbezügen, eine in der Schweben verharrende Unsicherheit in Bezug auf das, was ihm Heimat erst wieder werden soll. Was im Epos ins Überlebensgroße, Heroische gesteigert ist, läßt sich in der Struktur jeder Reise, die im Sinne Camus' der Bildung diene, wiederfinden: Sie ist eine experimentelle philosophische Übung der Selbst-Distanzierung.

Sie entdeckt, daß das Fremde nicht »dort draußen« ist, wo wir es so oft vergeblich gesucht haben, sondern bei uns selbst, in unserem eigenen Lebensvollzug, den wir, von der Reise zurückgekehrt, für Momente wenigstens mit be-fremdeten Augen anzusehen vermögen, bevor wir in die Routine unserer Wahrnehmungsgewohnheiten zurückgleiten. Ob man es eine periodische Ent-Routinierung nennt oder eine kontrollierte Entfremdung, es scheint jedenfalls für unsere Vitalität und Offenheit gegenüber der Welt von wesentlicher Bedeutung zu sein. Wenn Goethes

Wort aus dem »Faust« einmal abgewandelt werden darf: nicht nur verdient Freiheit nur, wer täglich sie erobern muß – es gewinnt auch Heimat in sich selbst nur, wer sie immer wieder aufs Spiel setzt.

Um es bildlich auszudrücken: Unter einem »philosophisch« Reisenden könnte man sich jemanden vorstellen, der in fernen Ländern keine Sehenswürdigkeiten knipst, zuhause jedoch, zurückgekehrt von der Reise, ständig die Kamera zückt: bestürzt, erstaunt und fasziniert vom Befremdlichen und Wunderbaren, auf das er stößt. Das Kostbarste, was er von einer Reise mitbrächte, wäre der – im Modell der verzögerten Heimkehr nach Ithaka symbolisierte – Zuwachs von Bewußtheit, der sich einstellt, wo einer nicht über das Fremde, sondern über das Eigene ins Staunen gerät. Staunen ist gerade in diesem Sinne der Anfang aller Philosophie.

Aus Heideggers Verurteilung des »Unverweilens« und der »Aufenthaltslosigkeit«, die wir zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen gemacht haben, spricht eine philosophisch nicht - ausweisbare, nichtsdestoweniger tiefe, persönliche und ressentimenthafte Xenophobie. Sie mag agrarisches Erbgut sein oder auch, schlimmer, Widerhall des antisemitischen Hasses auf den Fremden, den Händler, den bloß auf der Durchreise Befindlichen, den Grenzgänger, den »ewigen Juden« Ahasver, der von Gott, zum wohligen Schauder der seßhaften Dörfler oder Spießbürger, zu ewiger Wanderschaft verurteilt wurde. Daß »eigentliches« Selbst-Sein immer und notwendigerweise »verunreinigt« ist, von Fremdem, Anderem durchzogen und gerade durch dieses »umgrenzt«, daß die Eigentlichkeit gar nicht zu haben ist, gar nicht existieren bzw. »existiert werden« kann, ohne das Eigene immer wieder aufs Spiel zu setzen und zur Disposition zu stellen, ist eine Wahrheit, vor der Heidegger in tiefer Abneigung und vielleicht auch Furcht die Augen verschloß.

Aufenthaltslosigkeit ist das existentielle Geschick des Menschen und nicht dessen Verfehlen. Auf das Ganze des endlichen Menschendaseins bezogen ist die Reise die Regel, der Aufenthalt je nur ein prekäres Provisorium. Es schadet nicht, gegen die Gefahren des Seßhaftigkeit gelegentlich eine Dosis »Unverweilen« einzusetzen, um uns an das Ephemere und Provisorische unserer Existenz zu erinnern. Wir sind flüchtige Wesen, darin liegt unsere Hinfälligkeit genauso wie unsere Beweglichkeit und Vitalität begründet. Ich wage die Voraussage, daß wir der homo viator bleiben werden, der Mensch-unterwegs. Selbst im Zeitalter der Globalisierung und der globalen elektronischen und satellitengesteuerten digitalen Echtzeitkommunikation, die das Reisen im Grunde überflüssig macht, weil sie es uns erlaubt,

jederzeit an jedem beliebigen Punkt der Erde anwesend zu sein, rezipierend, repräsentierend und kommunizierend, ohne eigens dorthin zu reisen, wird es uns nicht in unserem Zimmer vor dem Bildschirm halten. Die Welt ist klein und eng geworden, aber schon richten sich die sehnsüchtigen Blicke in die Weiten des Alls: so viele Welten, die noch zu bereisen wären.... –

Wir verfehlen unsere eigentliche Existenz nicht, wenn wir auf Reisen gehen, und zwar deswegen, weil wir existentiell immer nur auf der Durchreise sind. Und wenn es denn so wichtig und - wesentlich sein sollte, zu unserem eigentlichen Selbst zu gelangen, dann treffen wir es wohl noch am ehesten unterwegs, also, wenn Sie so wollen – als -Reisebekanntschaft.

Ich danke Ihnen.